

Lernen durch Toleranz – tolerant durch Lernen

1/7

Festvortrag zum 177. Jahresfest des Leipziger Missionswerks

Prof. Dr. Wilhelm Richebächer

25. Mai 2013

Hinführung zum Thema

Gern bin ich als Vertreter einer Bildungseinrichtung, die dieses Miteinander von Lernen und Toleranz geradezu verkörpert, für diesen Festvortrag zu Ihnen gekommen. Seit verganginem Jahr arbeite ich an einem bisher einzigartigen Projekt im deutschsprachigen Bereich mit: An der staatlich anerkannten und kirchlich getragenen Fachhochschule für Interkulturelle Theologie (FIT) in Hermannsburg.

Erlauben Sie mir darum, gleich mit einem Beispiel aus unserem Hochschulleben zu beginnen. Unsere derzeit 47 Studierenden kommen aus ca. 20 verschiedenen Kirchen und fast so vielen Ländern. Das zeigt sich schon am Essenstisch, wenn die Hausmacherwurst, die dem Bauernjungen aus der Lüneburger Heide mehrfach am Tag schmecken kann, für die junge Chinesin oder den smarten Nordinder keine echte Option sind. Aber es wird noch viel auffälliger, wenn die religiösen Leib- und Magenpraktiken aufeinanderstoßen. In einem unserer Bachelor-Kurse sind zahlreiche Vertreter von neo-pentekostalen Migrationskirchen, die es inzwischen in Deutschland gibt. Da staunt mancher junge Asiate nicht schlecht, wenn unsere deutsch-afrikanischen Mitbürger zu ihren Gebeten in der Kapelle und manchmal im Hörsaal aufstehen, einander an den Händen fassen und dann inbrünstig und laut sowohl für ein wichtiges Anliegen, als auch gegen satanische Einflüsse beten, bisweilen in kriegerisch-lautem Ton die Kraft Christi wie in eine Schlacht hineinragen. Das hätten sie in der vermeintlich rationalistischen Religionsatmosphäre in Deutschland nicht erwartet. Und es ist für viele der lutherischen Afrikaner wie auch von uns Evangelischen aus landeskirchlicher Tradition befremdlich. Wir haben nicht gelernt, in solcher Haltung zu beten. Es entspricht eher unserer Vorstellung, dass sich im Beten eine wärmend tröstende Hand Gottes den Betenden wie Für-Gebeteten zuwendet. So also gilt es zu diskutieren, warum die einen so und die anderen so beten. Und einander zu versichern, dass die einen das doch nicht tun, weil sie Gott aus Kleinmut nichts Großes und Veränderndes mehr zutrauen und die anderen, weil sie denken, Gott zu etwas zwingen zu können!??

Bisweilen ergeben sich mitten in diesem Austausch ganz neue Lernaspekte: Da steht plötzlich die Frage im Raum, ob wir in Westeuropa noch ernsthaft zwischen Gott und Götze unterscheiden. Ja, ob wir die Götzen unserer Gesellschaft, etwa Geld und Konsum, die Abwehr alles Fremden, oder auch den Jung und Alt knechtenden Mobilismus, dem wir vieles zu opfern bereit sind, überhaupt noch erkennen würden??

Wenn wir dann verlegen zugeben, dass da schon etwas dran ist, kommt, wie ich es schon erlebte, noch eine Anfrage hinterher: Ein charismatischer Student erinnert daran, dass es ja auch bei uns Menschen gebe, die mit „geistlichen Waffen“ entschlossen gegen diese Götzen auftreten, wie z.B. die Menschenketten gegen den Götzen Mammon, die unlängst in Frankfurt um die Börsenmeile standen:¹ „Sagt mal, sind das nicht auch Rituale, die stark und laut sind und unseren charismatischen entsprechen ...!?“ Und schon beginnt die Diskussion nochmal neu. – Für mich ist dies ein alltägliches Beispiel für die Trefflichkeit Ihres Jahresfest-Themas: Lernbereitschaft erzeugt Toleranz und diese wiederum lehrt Neues, manchmal gar mehr über sich selbst als über das fremde Gegenüber.

¹ s. Wilhelm Neurohr, Stößt die Occupy-Bewegung den Gott Mammon vom Thron? Das Ende der Konkurrenzwirtschaft - Aufbruch in die Gemeinwohlwirtschaft, in: *zeitfragen-info-blog: c/o Dietrich Stahlbaum, Recklinghausen: 5. 12. 2010.*

Im Sinne dieses Beispiels möchte ich nun aufzeigen, wie vielfältig relevant gerade im Lutherdekade-Jahr 2013 das Thema Toleranz in Kirche, Theologie und Gesellschaft ist. Ich tue dies in vier Schritten:

- (1) Zunächst erinnere ich uns daran, dass unsere Toleranz in Gottes Toleranz eine gute Basis hat, aber dennoch in der Christenheit eine lange und wechselhafte Lerngeschichte.
- (2) Danach skizziere ich drei Ebenen der Begegnung, auf denen es aktuell eine wichtige Rolle spielt. Und beleuchte dabei auch
- (3) den Beitrag zeitgemäß angewandter christlicher Mission und eines Missionswerks zur Toleranz, bevor ich abschließend
- (4) die immer heiß diskutierte Frage nach den Grenzen der Toleranz als theologische und religionspolitische Aufgabe anspreche.

1. Die theologische Grundlage und die wechselhafte Lerngeschichte der Toleranz

Ohne Zweifel hing die Praxis religiöser Toleranz immer wieder von den Lebens- und Machtverhältnissen ab, unter denen Christen und Menschen anderer Religion und Weltanschauung einander begegneten. Es hat sich gezeigt, dass noch so herzengute und fromme Menschen, auch Christen, in dem Moment, wo ihre Religion entweder in der absoluten Mehrheit oder völlig in ihrer Existenz bedroht ist, dazu neigen, ihren Glauben mithilfe politischer und kultureller Macht stützen, erhalten oder ausbreiten zu wollen. In solcher Lage sowohl als Mehrheit als auch als Minderheit der eigenen Religionskultur etwas, aber nicht zu viel zuzutrauen und eben nicht zu meinen, den anderen besiegen zu müssen, fällt schwer. Dann gilt aber für Christen, sich daran zu erinnern, dass es bei Gott keine Enkelkinder² gibt, sondern nur Kinder, die ihm je neu in Taufe und in täglicher Umkehr geboren werden und als solche dann auch kulturell heranreifen.

Wer das beherzigt, wird die Wahrheit unseres Glaubens nicht mit einem unter Denkmalschutz stehenden Kulturbesitz verwechseln, den man gegen das Neue konservieren müsste. Er/sie wird die Kirche nicht als die Anstalt ansehen, die solche Wahrheit in Portionen verabreicht, damit Menschen schrittweise etwas heiliger würden. So ist diese Glaubenswahrheit nicht. Vielmehr ist und bleibt sie eine eschatologisch ausgerichtete Wahrheit. Sie wird uns geschenkt im Vertrauen auf den Gott, der einen neuen Weg mit seiner Schöpfung begonnen hat, der nicht nach ihren Sünden mit ihnen umgeht und ihnen nicht Böses vergilt (vgl. Ps 103,10). Christen haben Gott durch Jesus Christus als einen erfahren, der tolerant und in Liebe die Gewalt, die seinem Sohn widerfuhr, trug³. Und so haben sie gegen die graue Erfahrung die neue Welt der Versöhnten fest im Blick. Sie wird erst in der Zukunft klar geschaut werden. Von dieser Wahrheit wird unsere Erkenntnis und auch die Kirche in Predigt und Zeugnis durch Wort und Tat je und je neu geschaffen. Das hat der Apostel Paulus selten klarer formuliert als in 1 Kor 13, 12, wenn er sagt: „... jetzt erkenne ich stückweise, dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin.“⁴

Damit ist klar: Der Umgang der Christinnen und Christen mit ihrer Überzeugung gegenüber anderen ist von Anfang an eine Angelegenheit des vorsichtigen Grenzbegehens und nicht der festen Grenzziehung nach der Methode: – Dort sind die Verdammten und hier die Geretteten – Sie sollen nicht verurteilen, auch wenn ihre Herzen vom festen Vertrauen auf Christus gehalten werden. Vielmehr dürfen sie Beispiele maßvollen Urteilens geben, wenn sie in der heutigen Mediengesellschaft, die einerseits so tut, als gäbe es kaum noch Grenzen von Würde und Anstand, andererseits aber in einer saloppen Art zu schnellen Verurteilungen erzieht, nicht bei allem

2 Die Formulierung stammt von der niederländischen reformierten Christin und Widerstandskämpferin gegen den Nazi-Terror Corrie ten Boom (1892-1983); vgl. auch: Catherine Marshall, *Gott hat keine Enkel*, 1967.

3 Simone Weil hat dies treffend so gesagt: „Der falsche Gott macht aus dem Leiden Gewalt. Der wahre Gott macht aus der Gewalt Leiden.“ (zit. nach Franz Kamphaus, „Der Preis der Toleranz“, *Stimmen der Zeit* 129, 2004, 222).

4 Hierauf verweist auch der Ratsvorsitzende der EKD, Alt-Präses Nikolaus Schneider in einem Interview in *EvKom* 4/2013, zur theologischen Grundlegung des Toleranzkonzepts.

mitmachen. Ich denke konkret an die Balken in fast jeder Wochenendzeitung, wo die „losers of the week“ (Daumen hoch) und „winners of the week“ (Daumen nieder) mit Bild und Kurz-Story vorgeführt werden.

Wie allmählich erst die neutestamentliche Grundlage der Toleranz, das maßvolle Urteil angesichts der Gnade Gottes in der Kirchengeschichte zur Umsetzung kam und bis heute erst noch dorthin unterwegs ist⁵, mag manchen von uns im Nachhinein peinlich sein:

So war ein Kirchenvater Augustinus wohl bereit, den von der katholischen Doktrin abweichenden Irrlehrern Besserung zuzugestehen, weil er die Kirche wie eine zurechtweisende Mutter und nicht wie einen strafenden Vater ansah. Den Donatisten gegenüber allerdings, die verbreiteten, dass ein einmal in Sünde gefallener Christ nie mehr ein Amt der Kirche innehaben dürfe und damit der Scheinheiligkeit Tür und Tor öffneten, plädierte er doch für die Exkommunikation, wenn auch nicht für die Todesstrafe.

Zu solch drastischen Maßnahmen kamen aber spätere Hirten und Lehrer der Kirche, wenn sie unbedingt verhindern wollten, dass sich Irrtümer ausbreiteten. Nicht nur im Koran und in der Umsetzung durch salafistische Radikale heute begegnet uns die nach der europäischen Aufklärung kaum vorstellbare Maxime, dass Abfall von der eigenen Religion mit dem Tode bestraft werden möge. Einige Jahrhunderte zurück wurden solche Urteile von Papst Innozenz III wie auch dem großen Kirchenlehrer Thomas von Aquin vertreten. Für sie konnte das Verneinen der einmal erkannten göttlichen Wahrheit in Christus nicht mehr verziehen werden. Dem Absturz in den geistlichen Tod sollte ihres Erachtens auch eine Dokumentierung dieses Abfalls in Gestalt der leiblichen Exekution folgen.

Selbst für Martin Luther, die Reformatoren und ihre politischen Gewährsleute, die nach der hilfreichen Unterscheidung von weltlichem und geistlichem Regiment nicht mehr wollten, dass Glaubensfragen mit dem Schwert entschieden würden, war doch nach wie vor evident: In einem Land und Herrschaftsgebiet konnte es nur einen Glauben im Sinne einer Konfession geben⁶. So funktionierte der „Augsburger Religionsfriede“ 1555 zwischen politischen Herrschern unter der Maxime „cuius regio - eius religio“ nach dem damals als fortschrittlich angesehenen Prinzip: Was du nicht überzeugen kannst, darfst du nicht mehr töten. Wohl aber darfst du es umgehend aus deiner Nähe vertreiben.

Die Dimension der schmerzvollen Duldung des Andersglaubenden, die immer auf der Schwelle zur Abwehr statt zur Annäherung steht, dominierte das Toleranzkonzept auch christlicher Köpfe und immer wieder neu. Toleranzedikte wie das im katholischen Frankreich gegenüber den Protestanten 1598 wurden erlassen und doch wieder, wie dort fast ein Jahrhundert später (!), zurück genommen, was zur blutigen Verfolgung und Vertreibung der Hugenotten und Waldenser führte. Viel später erst, im Horizont der Menschenrechte in pluralistischen und demokratischen Rechtsstaaten, wurde allmählich die Dimension attraktiv, dass ein Andersdenkender und -glaubender im selben Gemeinwesen als Chance und nicht mehr als Gefahr betrachtet wurde: Als Chance etwa dazu, den eigenen Glauben neu zu begreifen und sich selbst zu verdeutlichen bzw. in aktuellen Begriffen zu erläutern. Wie allmählich dies bis heute nur geschieht, erleben wir z.B., wenn in einer deutschen Kommune eine Moschee gebaut werden soll. Da wird doch viel mehr Angst geäußert als Zutrauen, dass mit solcher Errichtung von Gebetshäusern anderer Religion ein freies und offenes Gespräch ermöglicht würde.

Interessant ist nun: In diesem langsamen Prozess haben die Ansätze in der Geistesgeschichte und Kulturpolitik, die schnell weiter und mehr wollten, nicht hilfreich gewirkt. So brachte es die Praxis der Toleranz nicht wirklich voran, dass der deutsche „Dichturfürst“ Johann Wolfgang von Goethe schon im 18. Jahrhundert davon schwärmte, dass Toleranz nur eine schlechte, ja beleidigende Variante für den Umgang mit Andersdenkenden sei, die doch bald durch volle Gleichschätzung zu überwinden sei.⁷ Das war gewiss gut gemeint. Den Realitäten religiöser Begegnungen aber hält Goethes Toleranzbegriff nicht stand. So könnten mit ihm – gerade im Zeichen des „Postmodernismus“ – leichtfertig die Differenzen zwischen religiösen Perspektiven eingeebnet und damit das Stadium des dialogischen Lernens träumerisch übergangen werden, was der Gewalt wohl gerade nicht abhelfen würde.

⁵ vgl. hierzu den guten Überblick von Martin Ohst, „Toleranz. IV Geschichtlich“, RGG, 4.Aufl., Bd 8, Sp. 461- 464.

⁶ vgl. WA 31/1, 207ff.

⁷ vgl. Johan Wolfgang von Goethe, Weimarer Ausgabe I/ 42.2, 221.

Die historische Betrachtung ergibt jedenfalls: Die Tugend Toleranz bleibt ein Lernprozess in der Spannung zwischen gewaltorientierten Mechanismen der interkulturellen und interreligiösen Auseinandersetzung einerseits und gegenüber einem romantisch realitätsvergessenen „Alles ist egal“ andererseits.

Dass und wie dieser Lernprozess gerade westeuropäische Kirchen und ihre Glieder in unseren Tagen fordert, will ich nun auf drei Ebenen religiöser Beziehungen verdeutlichen.

2. Drei Ebenen der Bewährung von Toleranz in Kirche und Gesellschaft heute

A. Auf der innerkirchlichen Ebene bzw. zwischen und in kirchlichen Einrichtungen ist das Thema Toleranz neu zu buchstabieren.

Zeiten des strukturellen und wirtschaftlichen Rückbaus in großen Einrichtungen sind Zeiten der Machtkämpfe. Der eigene Kirchturm, auch in Gestalt alter Gewohnheiten, steht im Mittelpunkt, wenn Prioritäten gesetzt werden. Die Kommunikation mit allen Gliedern am Leib Christi, wie es uns aufgetragen ist, kommt zu kurz. Wenn nicht mehr genug für alle da ist, unterstützen bald auch nicht mehr alle einander. Die Reformzwänge der bis vor kurzem noch Stabilität ausstrahlenden westeuropäischen Kirchen haben die vor 20 Jahren noch begeistert geführten Nord-Süd-Partnerschaften zu einem „Luxus“ werden lassen. Stattdessen wäre gerade jetzt in der Behandlung der in Süd und Nord drängenden geistigen, politischen und etwa ökologischen Probleme Ernst zu machen mit der geschwisterlichen Solidarität. Aber Ökumene und Partnerschaften werden immer mehr zum „Thema Nr. 17“ auf der Agenda von Landeskirchen wie Gemeinden. – So stellt sich die Frage: Was können wir in solchen Umbauzeiten in der Kirche bzw. was kann ein Missionswerk daran verbessern? Unserer Kirche würden wir wohl schon helfen, wenn wir sie ermutigten, sich als primär geistliches Gebilde, freilich mit allen politischen und ethischen Konsequenzen im Handeln zu verstehen, aber nicht als ein Wirtschaftsunternehmen wie jedes andere. – Aber was kann ein Missionswerk da bewirken? Ist es selbst viel zu sehr selbst in den Strudel des Existenzkampfes hineingeraten? Oder wird es wirklich von vielen Kirchen gemeinsam getragen, sodass die Krisenmentalität in der einen das Werk als Ganzes nicht mehr negativ einfärben kann? – Heute wird das Leipziger Missionswerk(LMW) doch gerade gebraucht und zwar um von Mitchristen und ihren andersreligiösen Mitmenschen weltweit zu hören, wie Glaube und Toleranz bei ihnen zusammengehen. Aber sind wir uns über solch Zielsetzung eines Missionswerkes denn auch im Werk selbst einig? Oder gehen wir immer noch so miteinander um, dass die einen in die Missionstheologie des 19. Jahrhunderts zurückwollen und die anderen ganz auf Mission verzichten wollen?

Diese schmerzenden Themen der innerkirchlichen Beziehungspflege in Zeiten von Prioritätensetzung, des sich gegenseitig Mitnehmens oder Auf-der-Strecke-Lassens sind zu bearbeiten, um im gemeinsamen Auftrag des Herrn der Kirche weiter zu handeln.

B. Auf der ökumenischen und weltweiten partnerkirchlichen Ebene ist das Thema Toleranz neu zu buchstabieren.

Inzwischen verstehen wir glücklicherweise unter „Ökumene“ auch in Westeuropa mehr als das Verhältnis zur römisch-katholischen und orthodoxen Tradition. Unsere Ökumene-Theologie profiliert sich neu im Gegenüber zu alten und neuen Partnern, wie etwa den wachsenden neo-pentekostalen Kirchen und charismatischen Gruppierungen in Gestalt der Migrationskirchen.

Gleichzeitig stehen wir aber vor großen Fragen: Was können wir einander wirklich zumuten zwischen Nord und Süd? Zwischen europäischen „Hochkirchlern“ und charismatischen Freikirchlern? Tabuisieren wir nicht längst wieder bestimmte ethische Themen wie z.B. das der Homosexualität, um bloß das kleine Bisschen romantischen Miteinanders nicht aufs Spiel zu setzen? Aber um welchen Preis geschieht das? Ist es bei so einem strittigen Thema wie Homophilie wirklich der Inhalt oder die Frage nach der (Un-)veränderbarkeit der betroffenen Menschen, die zwischen uns ein Thema sind? Oder nicht vielmehr die mangelnde Bereitschaft die Sicht des Anderen noch ernst zu nehmen, weil man denkt, man sei ihm/ihr gegenüber längst enteilt oder

überlegen? Leider merkt man dabei selbst nicht, wie es im eigenen „Lager“ die Position der je Anderen ja auch gibt. Sonderbar, wie sehr wir bei allem Fortschritt in ein prae-tolerantes Stadium immer wieder zurückfallen, wenn wir nicht neu voneinander lernen.

Dies zu zeigen, wie sehr wir auch unabhängig von interreligiösen Beziehungen im Umgang von Kirchen miteinander die Herausforderung der Toleranz haben, ist mir zunächst gerade im Luther-Dekade Jahr angesichts der Schattenseiten der Toleranzgeschichte innerhalb der reformatorischen Kirchen⁸ sehr wichtig.

Jetzt aber können wir uns auch der interreligiösen Ebene zuwenden.

C. Auf der dritten Ebene der Begegnung zwischen den Religionen, wo wir es oft ausschließlich ansiedeln, ist Toleranz ein Dauerthema, bedarf aber auch neu der Klärung.

In der Weltmission engagierte Christen fragen ja meist: Was **erlaubt** uns unsere persönliche religiöse Überzeugung bzw. unser lutherisches Bekenntnis an Toleranz? Leider kommt man selten dahin auch zu eruieren, was diese Überzeugungen uns an Toleranz **ermöglichen** oder gar **gebieten**.

Denn weiterhin scheint es zwei extreme Haltungen unter uns zu geben: Für die Einen verlangt ihre tiefe Glaubensüberzeugung einen 0,0- Spielraum für ein Zugeständnis an Wahrheit in anderen Religionen. Allenfalls können sie sich darauf einlassen, Vertreter anderer Religion als Nächste zu achten, weil das Christus ja geboten hat; ihre Überzeugungen aber meinen sie ebenso sehr hassen zu müssen, da er für sie falsch ist. Dem gegenüber scheint im anderen Extrem Toleranz bei vielen Christen darin zu bestehen, alles „gleich-gültig“ sein zu lassen. Sie würden gar nicht mehr vom „eigenen Glauben“ reden können, sodass Andersglaubende sich schon wundern, ob sie es überhaupt mit einem Christen zu tun haben. – So entgegengesetzt sich diese beiden nun sind, sind sie sich paradoxerweise in einem Prinzip einig: Je überzeugter ein Mensch in seinem Glauben ist, desto weniger tolerant kann er sein gegenüber anderen. Und umgekehrt: Wo Toleranz gefragt ist, um Konflikte zu vermeiden, können Überzeugungen nur stören.

Dieser Grundsatz ist meines Erachtens verhängnisvoll, weil er auf fatale Weise Wahrheitsüberzeugung und Unduldsamkeit hier und Gleichgültigkeit und Duldungsbereitschaft dort verknüpft. Wahrheit wird entweder zu einer Art objektiver Besitz oder zu reiner Ansichtssache. Sie muss entweder mit Fanatismus verteidigt oder aber zugunsten kalter neutraler Weisheiten aufgegeben werden.

Abgesehen davon, dass dies der Grundstruktur christlicher Glaubenswahrheit widerspricht (s.o. Punkt 1), muss man sagen: Wer so denkt, kann eigentlich Mission und Dialog der Religionen nur gegeneinander treiben. Und genau hier sehe ich eine besondere Aufgabe von Missionstheologie und Missionswerken: Solch verhängnisvollen Gleichsetzungen müssen sie entgegen treten.

3. Aufgabe christlicher Mission und eines Missionswerkes im Blick auf Toleranz

Welche Schritte braucht es aber dazu?

Zunächst einmal (1) müssen sie aus ihrer Erfahrung festhalten, dass ein echter Dialog Wahrheitsüberzeugungen voraussetzt und nicht etwa durch sie behindert wird. Dialoge sind erst echt, wenn beide Gesprächspartner von ihrer Sicht überzeugt sind, aber (geistig und emotional) auch bereit, dies Andersdenkenden zu erklären. D.h. auch, wenn jemand der Gesprächspartnerin zugesteht, eine tiefe Überzeugung zu haben, ohne dass er/sie diese selbst nachvollziehen muss. Mehr noch: Es ist davon auszugehen, dass alle Partner im Gespräch davon überzeugt sind, dass in ihrer Religion Gott am Werk ist und sie an Gottes Wahrheit teilhaben. Diese Überzeugung sollen sie im Gespräch argumentativ untermauern können. So stehen sich aber (2) Mission im Sinne der Bezeugung des Evangeliums und Dialog nicht entgegen. Vielmehr bedingen, ja fordern sie einander: Wenn Christen wie ihre Gesprächspartner anderer Religion über ihren Glauben reden, bezeugen sie auch dessen Wahrheit. Christen werden immer das Beste, was sie haben, nämlich Christus zu kennen und damit der

⁸ S. dazu das Heft/ Magazin der EKD „Schatten der Reformation. Der lange Weg zur Toleranz“, Hannover 2012

Liebe Gottes teilhaftig zu sein, mit Anderen teilen wollen. Es kommt allerdings darauf an, in welcher Weise ein Glaube seinen Wahrheitsanspruch gegenüber anderen geltend macht. Und insofern gesteht (3) ein tolerant geltend gemachter Wahrheitsanspruch () dem Anderen zu, seine konträren Ansprüche auch dann vertreten zu können, wenn man sie selbst nicht nur nicht versteht, sondern für falsch hält.⁹ Das kann und muss am Ende bis dahin gehen, dass der Wechsel der Religion durch einen Menschen vollzogen werden kann und nicht mit Gewalt irgendwelcher Art gegen ihn beantwortet wird.

*

Um im Sinne dieser Auffassung zu wirken, braucht das Leipziger Missionswerk gewiss Mut, starke theologische Kapazitäten und kirchlichen Rückhalt. Auch kann ich mir denken, dass es sich heute manchmal einen ähnlichen Rückenwind wie in wirtschaftlich stärkeren Tagen wünscht, der nicht mehr selbstverständlich ist. Aber es muss nach vorn schauen und auf die Gemeinschaft der zahlreichen evangelischen Kirchen weltweit setzen, die es tragen.

Eines hat dieses Werk im Blick auf die Lerngeschichte Toleranz aber in jedem Fall: Ein reiches Erbe. Exakt in diesem Missionswerk haben seit seinem Entstehen vor ca. 180 Jahren immer wieder Menschen gewirkt, die den Auftrag des Auferstandenen, sich als „Lernende“ in der Welt zu bewegen, beherzigt haben. Das ging bereits bei einem der Ahn-Väter des LMW über das Vorerbe der Dresdner und Dänisch-Halleschen Mission los: Bartholomäus Ziegenbalg steht nicht nur für den Anfang institutionell betriebener evangelischer Mission, sondern auch gleich für die Tradition systematisch-dialogischer und lernbereiter Mission. Dieses Erbe ist fast wie ein genetischer Code in den Programmen vieler späterer Leipziger Missionare wiederzufinden: Es waren in der langen großen Indienphase wie auch sonst nicht die oberflächlich wirksamen Bekehrten-Zahlen, die im Vordergrund standen. Nein, erst einmal kam der konsequente Schritt in ein ethnographisch geschultes Kennenlernen des Gegenübers und ins Lernen vom Gegenüber.

Mit solcher Disziplin wurde zuerst (a) das kulturell Fremde in seiner Würde geachtet und ein Grundklima der Toleranz geschaffen, da zwischen Wahrheitsansprüchen und kulturellen Gestaltungsformen unterschieden wurde. Damit konnte man eine Mitarbeiterschaft etwa in einem „Kleiderstreit“ oder einem „Kastenstreit“ (um 1850 herum in Tranquebar) gut beraten und zusammenhalten. Weiterhin wurden durch diese lernbereite Haltung (b) Sprache und Kultur der asiatischen oder afrikanischen Gegenüber dokumentiert und auch erhalten. Und nicht zuletzt konnte damit (c) die Fermentierung des Evangeliums in diesen Kulturen besser vorbereitet werden, denn es gab und gibt keine überzeugenderen Missionare für Menschen als die, die in der eigenen Ethnie den Schritt in die Kirche vollzogen haben.¹⁰

Bevor ich auch mit einem Bezug auf das reiche Erbe des LMW den Vortrag beschließe, erlauben Sie mir aber noch einige Anmerkungen zum immer wieder aktuellen Thema der „Grenzen der Toleranz“. Hier rundet sich das Thema erst ab, da Toleranz nur ein fruchtbarer Lernprozess sein kann, wenn auch die Grenzen der Toleranz selbst im Blick bleiben.¹¹

4. Die Bestimmung der Grenzen der Toleranz als interkulturell-theologische und religionspolitische Aufgabe

Christen, die sich in der Toleranz üben, wissen nicht nur in ihren Herzen, dass Glaubenswahrheit kein privater Besitz mit Ausschlussrecht gegen Andere ist. Und dass sie letzte Urteile über Heil und Unheil Gott und

⁹ Alle drei Zitate aus: Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck (Hg.), Befähigung und Ermutigung zur Begegnung von Christen und Muslimen, Kassel 2008, 9f. Vgl. hierzu auch Code of Conduct für Mission in einer pluralistischen Gesellschaft zwischen dem Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog (PCID), dem Weltkirchenrat (ÖRK) und der Weltweiten Evangelischen Allianz (WEA), 2011 sowie Fulbert Steffensky, Die Gewissheit im Eigenen und die Wahrnehmung des Fremden, EMW (Hg.), Arbeitsheft Weltmission, Hamburg 1996, 10ff.

¹⁰ Völlig zu Recht ist in diesem Jahr der erste Direktor und Altvater der deutschen Missionswissenschaft Karl Graul von der Evangelischen Landeskirche Anhalts sowie dem Kulturbund und seiner Geburtsstadt Wörlitz und der dortigen Evangelischen Kirchengemeinde für die Art seines stets forschenden und lernenden Lebenswerkes in der Weltmission geehrt worden.

¹¹ Franz Kamphaus bringt das aaO.224 so auf den Punkt: „Eine grenzenlose Toleranz mündet nicht nur politisch, sondern auch psychologisch in einen selbstzerstörerischen Widerspruch.“

seinem Christus überlassen müssen. Auch für die Einbringung ihrer Religion in das kulturelle und politische Wertgefüge ihrer Gesellschaft oder zwischen Gesellschaften haben wir als Protestanten gelernt, dass religiöse Überzeugungen eine weltliche Autorität als Gegenüber brauchen. Diese Autorität des säkularen Staates bestimmt ohne Ansehen der individuellen Glaubenshaltung Regeln für die Praxis gegenseitiger Freiheit und sorgt für deren friedliche Einhaltung. Wenn er allen religiösen Ansprüchen als Partner gegenübersteht, gibt er religiösen Werten, die er selbst nicht generieren kann, einerseits Raum, kann aber gegenüber einer Durchsetzung religiöser Machtansprüche notfalls auch Grenzen setzen.

Ich nenne dafür folgendes Beispiel: Wenn der Vertreter einer Religion, in der die Gewalt gegenüber der eigenen Ehefrau tabu ist, erlebt, dass ein Nachbar anderer Religion seine Gattin jede Woche blutig schlägt oder die Flurtreppe hinunterstößt, kann und muss er in zweierlei Weise reagieren: Zunächst wird aufgrund der eigenen Überzeugung, dass das körperliche Verletzen eines Menschen der von Gott gegebenen Würde dieser Person widerspricht und keine Duldung haben kann, Ausdruck verleihen und sich nicht damit zufrieden geben, dass der Nachbar etwa die Antwort gibt, dass solche Praxis von seiner heiligen Schrift sanktioniert würde. Er wird darüber hinaus aber unter Verweis auf die Autorität einer säkularen Rechtsordnung darauf bestehen müssen, dass in diesem Haus und dieser Kommune solche Praxis rechtswidrig ist und die Polizei holen bzw. ggf. selbst die Opfer schützend in den Ehekonflikt intervenieren.

Wie sehr dieses Aushandeln der Toleranzgrenzen ein von politischer Machtkonstellation sowie der Anerkennung der beiden beteiligten Religionen abhängiger Lernprozess ist, ist hier noch einmal mit Händen zu greifen.¹² Je nachdem, ob dieses Haus sich in Düsseldorf, in einem säkular verfassten, wenn auch muslimisch geprägten Stadtteil von Daressalam oder in einer von der Scharia als Rechtssystem beherrschten Dorf in Nordnigeria steht, ergeben sich für den Lernprozess der Toleranz und dessen Ausgang unterschiedliche Bedingungen. Und doch ist es zwischen Vertretern und Vertreterinnen dieser Religionen im Grunde immer die gleiche Debatte, in der Glaube und Toleranz einander nicht widersprechen, sondern einander fördern.

*

Zum Abschluss: Es würde mich freuen, wenn der interessante Titel dieses Jahresfestes für Sie nach diesem Vortrag plausibler geworden ist als vorher. Im Blick auf Ihr Missionswerk dürfen Sie jedenfalls mitnehmen: Das LMW mit seiner ganzen Geschichte war und ist ein Beitrag zur Lerngeschichte von Mission und Toleranz. Es hat früher als viele andere und immer wieder bestätigt, dass Mission keine zentrifugale Bewegung der Verteilung hoher westlicher Kulturgüter hinaus in die Welt ist, sondern ein Akt der Begegnung vor Gottes Angesicht, in dem sich alle, gerade auch der Missionar bzw. die Missionarin lernend verändern und erneuern werden. Solche Erneuerung geht immer mit Zumutungen einher. Sie fruchtet besonders dort, wo die Beteiligten sich von Gottes Toleranz getragen wissen, dessen Liebe so stark ist, dass sie alle Zumutungen in einem willigen Leiden erträgt (vgl. 1. Kor 13,7a) und überwindet, ohne daran zu zerbrechen.

¹² Vgl. EKKW(Hg.), aaO., These 8, S.10.